

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Du, Bethlehem Efrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist. Indes lässt er sie plagen bis auf die Zeit, dass die, welche gebären soll, geboren hat. Da wird dann der Rest seiner Brüder wiederkommen zu den Israeliten. Er aber wird auftreten und sie weiden in der Kraft des HERRN und in der Hoheit des Namens des HERRN, seines Gottes. Und sie werden sicher wohnen; denn er wird zur selben Zeit herrlich werden bis an die Enden der Erde. Und er wird der Friede sein.

Liebe Gemeinde,

in einem kleinen Dorf in Westmittelfranken – es ist nicht das aller kleinste, aber doch ein recht unbedeutendes – habe ich vor langen Jahren gelernt: an Weihnachten geht man in die Kirche. Das machten meine Eltern so und alle Nachbarn und alle Verwandten auch. Weil sich das so gehörte.

Heute bin mir sicher: einfach nur aus Gewohnheit ist heute niemand hier. Das haben Sie sich gut überlegt, genauso wie wir in diesem besonderen Jahr uns gut überlegt haben, wie wir die Gottesdienste so gestalten, dass wir Weihnachten mit einem guten Gefühl miteinander feiern können.

Und so sind wir nun hier, und mit uns gekommen sind all die Bilder und Zahlen, in unseren Köpfen. Die Inzidenzen und Statistiken, die Bilder von Menschenschlangen vor den Impfstationen und den Protestzügen in den Innenstädten.

Und wir sehnen uns danach, aufatmen zu können. Zu lange schon lastet diese Pandemie auf uns. Die Sorge um die Gesundheit, der Schrecken, mit dem wir die Kluft wahrnehmen, die sich in unserer Gesellschaft zeigt. Den Hirten auf dem Feld künden die himmlischen Engel vom Frieden auf Erden. So groß bräuchten wir es gar nicht – wir wären froh, kehrte der Frieden wenigstens in unserer zerrissenen Gesellschaft wieder ein. Und mancher wäre schon glücklich über weihnachtlichen Frieden zuhause unterm Baum.

Deswegen rührt uns die Botschaft der Engel so an, deswegen klingen die Lieder in uns machtvoll nach, auch wenn der eine oder andere unter uns die Melodien vielleicht etwas freier interpretiert.

So sind wir heute hier, und in diese Stimmung von Sorge, Wehmut und einem Sich-freuen-Wollen hinein sind zu uns die Worte des Propheten Micha gesprochen. Von einem, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist und der nun Herr sein soll, haben wir gehört. Dass er auftreten wir in der Kraft des Herrn, Dass er selbst der Friede sein wird.

Diese Verheißung, liebe Gemeinde, ist ein Manifest des Protestes. Ausdruck des Widerstands gegen „die da oben“ Die Elite in Jerusalem hatte in den Augen des Micha jeden Kredit verspielt. Unfähig die Probleme des Landes in den Griff zu

bekommen. Und unwillig, denn, so die Kritik: letztlich waren die Mächtigen nur daran interessiert, die eigenen Schäfchen ins Trockene zu bringen. Der Prophet sieht die Tage der Elite abgelaufen. Er weiß die Zeit gekommen für einen Neubeginn. Es wird einer kommen und zurechtbringen, was aus dem Lot geraten ist.

Die alten Worte mögen manchem aus dem Herzen sprechen. Da ist viel Unzufriedenheit im Land. Ich kann das nachvollziehen, doch mein Blick auf die heute Regierenden ist nicht der des Micha auf seinen König. Da gibt es sicher manches, das man heute so nicht mehr beschließen würde – aber ich glaube: „die da oben“ geben sich Mühe, entscheiden nach bestem Wissen und haben das bislang ganz gut hingekriegt. Es hätte auch viel schlechter Laufen können.

Und doch eint uns als Christen und Christinnen eines mit dem unzufriedenen, provokanten Propheten aus alter Zeit: unsere Hoffnung auf Frieden gründet nicht im Handeln der Mächtigen. Was die angeht, so dürfen wir hoffen, dass sie die Pandemie in den Griff bekommen. Unsere Hoffnung auf den Frieden hat einen anderen Grund. Die Engel verkünden es: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden. Denn uns ist der Heiland geboren. Deswegen sind wir heute hier, deswegen singen wir heute die Lieder von Licht und Frieden und Zukunft.

Wir feiern an diesem Heiligen Abend einen Neubeginn. Ein neues Kapitel in der Geschichte Gottes mit uns Menschen, und damit ein neues Kapitel in unserer Geschichte. Und das nimmt seinen Anfang mit dem Kind in der Krippe. Gott, der Herr seit uralten Zeiten, wie Micha ihn nennt, begibt sich hinein in die Wehrlosigkeit eines Neugeborenen. Und baut auf keine andere Macht denn auf die der Liebe, des Staunens, der Stille. Das hat vor 2000 Jahren schon für Spott gesorgt, und heute scheint das ganz aus der Zeit gefallen.

Anfangs der Woche saß ich am drüben in der Fuggerstraße am Schreibtisch, als ein Demonstrationszug vorbeimarschierte. Das dauerte nicht lange, es waren nur wenige Teilnehmende. Aber laut war es – denn gefühlt die Hälfte der Demonstrierenden war mit Trommeln ausgerüstet gewesen. Der Moment hat sich mir eingeprägt als ein typischer für unsere Gegenwart. Laut ist es geworden. Im ganz buchstäblichen Sinn machen gerade viele lautstark auf den Straßen ihrem Unmut Luft, und ihrer Wut und manche ihrem Hass. Der Lärmpegel in vielen Foren im Internet ist mindestens ebenso laut.

Viele beherrschen dieser Tage vor allem die Sprachform des Sich-Anschreiens. Die Kunst ist: lauter zu sein als die Andersdenkenden. Und daneben gibt es noch ein zweites Kommunikationsprinzip: wir schweigen einander an. Weil uns nicht mehr interessiert, was der andere zu sagen hat, weil wir die Hoffnung aufgegeben haben, unsere Worte könnten das Gegenüber tatsächlich erreichen.

Im Stall von Bethlehem stehen Ochs und Esel, aber keine Trommeln. Da herrscht Stille, aber das ist keine Sprachlosigkeit. Im Stall, da ist ein Sehen, ein Schauen, das entdecken will. Da ist ein In-die-Stille-Hören, das verstehen will. Im Stall, da ist ein Staunen über einen Gott, der auf alle Macht, auf jede Überwältigung verzichtet. Der sich schutzlos in die Hände derer begibt, die er liebend erschaffen hat – auf dass in

deren, auf dass in unseren Herzen die Liebe von neuem mächtig werde.

Weihnachten, liebe Gemeinde, ist mehr als ein Fest zur Feier eines 2000 Jahre alten Geburtstags. Es ist ein Wunder, das sich je und je neu in unseren Herzen ereignen, uns verwandeln will. Wenn wir heute mit unserer Weihnachtssehnsucht hier sind und darauf warten, dass doch auch hier, in uns, Weihnachten werde, dann gilt: das ist kein Fest für Feiglinge. Dem Kind in der Krippe tritt man nicht entgegen in einer Montur unerschütterlicher Gewissheit und liebloser Abgrenzung. Die Begegnung mit dem Kind verlangt nach Augen, die sehen und neu entdecken, und nach Ohren, die hören und neu verstehen.

Und das nicht nur von jetzt bis Mitternacht. Weihnachten will uns dauerhaft zu anderen Menschen machen. Die Hirten gingen von der Stall als andere zurück zu den Herden, als die sie gekommen waren. Im Kind in der Krippe hatten sie die Liebe erkannt – und ihre eigene Fähigkeit, den anderen wirklich zu sehen, ihn wirklich zu hören, ihn liebend zu entdecken. Das haben sie mitgenommen, und so ein Stück des Friedens, den die Engel verheißen haben, selbst in die Welt getragen.

Tun wir es ihnen gleich!

Aber verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe von den Hirten nicht das Bild, dass sie von Stund an versucht hätten, Löwen und Wölfen einfühlsam und mit liebevoller Überredungskunst zu vermitteln, dass sie doch besser auf fleischlose Ernährung umsteigen sollten. Das waren handfeste Gesellen, und das mussten sie bleiben.

Und Standfestigkeit und Wehrhaftigkeit bleiben auch für uns notwendige Tugenden, gerade in diesen Tagen. Gerade die Liebe verlangt das tatkräftige und konsequente Eintreten für die Schwachen, die Gefährdeten. Das gilt im Hinblick auf die Coronapandemie. Ein Ausleben der eigenen Freiheit, das keine Rücksicht nimmt auf die Konsequenzen für andere, ist egoistisch und verantwortungslos. Das gilt es auszusprechen.

Aber nicht Ärger oder moralische Überheblichkeit sollen uns dazu motivieren, sondern der eigene liebende Blick. Der auf die, die besonders gefährdet sind, aber auch der auf die, die sich nicht impfen lassen, weil sie sich, wie unbegründet das auch immer sein mag, nicht trauen. Ich glaube: nur Worte, aus Liebe gesprochen, können immer wieder mal die Mauern durchbrechen, die in unserer Mitte gewachsen sind.

Und es ist die Liebe, die unser klares Wort und unser klares Handeln auch an anderen Orten notwendig macht. Und so möchte ich meine und Ihre Gedanken am Ende dieser Predigt – spät also, und vielleicht zu spät – hinlenken zu denen, die wir allzuleicht vergessen, und deren Leben davon abhängt, dass wir genau das nicht tun.

Ich möchte mit Ihnen denken an die 1000e, die diesen Weihnachten im Freien verbringen. An der Grenze zwischen Polen und Weißrußland, gefangen im Niemandsland, gefangen als Spielball in den Konflikten der großen Politik

Ich möchte mit Ihnen denken an die Kinder in Afghanistan, von denen, so fürchten die Vereinten Nationen, bis zu 14 Millionen in diesem Winter Hunger werden leiden müssen, weil die Situation im Land so katastrophal ist.

Und ich möchte mit Ihnen denken an all die, die ihre Heimat verlieren, weil die Felder vertrocknen, die Brunnen versanden, die Pegel steigen. Und an unsere Kinder und Enkel, die nach uns auf dieser Erde leben werden und wollen.

Für all diese Menschen ist Gott Mensch geworden, so wie für Sie und für mich. All diesen Menschen gilt die frohe Botschaft der Engel, so wie sie uns geht. So lasst es uns den Hirten gleich tun. Lasst uns hinblicken auf dieses Kind, lasst uns anstecken von seiner Liebe, und lasst uns in unseren Blicken, unseren Worten, unseren Taten zu Boten dieser Liebe werden. Amen